

Elegie an Marina Zwetajewa-Efron

Elegie an Marina Zwetajewa-Efron

*Über das Rühmen, den Besitzverzicht
und den einsamen eigenen Gang*

RAINER MARIA RILKE

Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2019

Verfasst und gesetzt von Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2019

„Im Ganzen ist immer schon alles gezählt.“

— Rainer Maria Rilke

Elegie

AN MARINA ZWETAJEWA-EFRON

O Die Verluste ins All, Marina, die stürzenden Sterne!
Wir vermehren es nicht, wohin wir uns werfen, zu welchem
Sterne hinzu! Im Ganzen ist immer schon alles gezählt.
So auch, wer fällt, vermindert die heilige Zahl nicht.
Jeder verzichtende Sturz stürzt in den Ursprung und heilt.

Wäre denn alles ein Spiel, Wechsel des Gleichen, Verschiebung,
nirgends ein Name und kaum irgendwo heimisch Gewinn?
Wellen, Marina, wir Meer! Tiefen, Marina, wir Himmel.
Erde, Marina, wir Erde, wir tausendmal Frühling, wie Lerchen,
die ein ausbrechendes Lied in die Unsichtbarkeit wirft.

Wir beginnens als Jubel, schon übertrifft es uns völlig;
plötzlich, unser Gewicht dreht zur Klage abwärts den Sang.
Aber auch so: Klage? Wäre sie nicht: jüngerer Jubel nach unten.
Auch die unteren Götter wollen gelobt sein, Marina.
So unschuldig sind Götter, sie warten auf Lob wie die Schüler.

Loben, du Liebe, laß uns verschwenden mit Lob.
Nichts gehört uns. Wir legen ein wenig die Hand um die Hälse
ungebrochener Blumen. Ich sah es am Nil in Kôm-Ombo.
So, Marina, die Spende, selber verzichtend, opfern die Könige.
Wie die Engel gehen und die Türen bezeichnen jener zu Rettenden,
also rühren wir dieses und dies, scheinbar Zärtliche, an.

Ach wie weit schon Entrückte, ach, wie Zerstreute, Marina,
auch noch beim innigsten Vorwand. Zeichengeber, sonst nichts.
Dieses leise Geschäft, wo es der Unsrigen einer
nicht mehr erträgt und sich zum Zugriff entschließt,

rächt sich und tötet. Denn daß es tödliche Macht hat,
merkten wir alle an seiner Verhaltung und Zartheit
und an der seltsamen Kraft, die uns aus Lebenden zu
Überlebenden macht. Nicht-Sein. Weißt du's, wie oft
trug uns ein blinder Befehl durch den eisigen Vorraum

neuer Geburt ... Trug: uns? Einen Körper aus Augen
unter zahllosen Lidern sich weigernd. Trug das in uns
niedergeworfene Herz eines ganzen Geschlechts. An ein Zugvogelziel
trug er die Gruppe, das Bild unserer schwebenden Wandlung.

Liebende dürften, Marina, dürften soviel nicht
von dem Untergang wissen. Müssen wie neu sein.
Erst ihr Grab ist alt, erst ihr Grab besinnt sich, verdunkelt
unter dem schluchzenden Baum, besinnt sich auf Jener.
Erst ihr Grab bricht ein; sie selber sind biegsam wie Ruten;

was übermäßig sie biegt, ründet sie reichlich zum Kranz.
Wie sie verwehen im Maiwind! Von der Mitte des Immer,
drin du atmest und ahnst, schließt sie der Augenblick aus.
(O wie begreif ich dich, weibliche Blüte am gleichen
unvergänglichen Strauch. Wie streu ich mich stark in die Nachtluft,

die dich nächstens bestreift.) Frühe erlernten die Götter
Hälften zu heucheln. Wir in das Kreisen bezogen
füllten zum Ganzen uns an wie die Scheibe des Monds.
Auch in abnehmender Frist, auch in den Wochen der Wendung
niemand verhülfe uns je wieder zum Vollsein, als der
einsame eigene Gang über der schlaflosen Landschaft.

Aus: Die Gedichte 1922 bis 1926

Muzot, 8. Juni 1926

KAPITEL I

Muzot, 8. Juni 1926

Rainer Maria Rilkes *Elegie an Marina Zwetajewa-Efron* entstand am 8. Juni 1926 auf Schloss Muzot — nur ein halbes Jahr vor seinem Tod — als lyrischer Höhepunkt des intensiven Dreiecks-Briefwechsels zwischen Rilke, Boris Pasternak und Marina Zwetajewa.

Sie bündelt die Kernmotive seines Spätwerks: das kosmische Erhaltungsgesetz, das reine Rühmen und die radikale Besitzlosigkeit der Kunst und der Liebe. Was in den *Duineser Elegien* und den *Sonetten an Orpheus* über Jahre erarbeitet worden war, tritt hier noch einmal zusammen, verdichtet auf die Anrede an eine einzige Person — an eine Dichterin, der Rilke im wirklichen Leben nie begegnet ist.

KAPITEL 2

Die Unantastbarkeit des Ganzen

Rilke eröffnet mit einem metaphysischen Trost: Kein Sturz, kein Verlust und keine Trauer kann die göttliche Ordnung mindern, denn im Ganzen ist immer schon alles gezählt. Die Vergänglichkeit wird nicht geleugnet, sondern in einen heilenden Ursprung zurückgebunden. Jeder verzichtende Sturz stürzt in den Ursprung und heilt — der Fall ist kein Verlust an der Bilanz des Seins, sondern eine Rückkehr in sie.

Für die beiden Dichter, die einander im realen Leben nie begegneten, wandelt sich die irdische Ferne dadurch in elementare Identität. Die Anrede geht nicht mehr über die Distanz, sondern hebt sie auf: „Wellen, Marina, wir Meer! Tiefen, Marina, wir Himmel.“ Nicht zwei Getrennte grüßen einander, sondern zwei, die im selben Element stehen und es benennen.

KAPITEL 3

Besitzverzicht und das schöpferische Rühmen

Wie in den *Duineser Elegien* und den *Sonetten an Orpheus* wendet Rilke die Klage in Lobpreis. Der Mensch darf die Welt nicht gewaltsam greifen oder besitzen wollen; die Geste muss schwebend und achtsam bleiben wie das bloße Umlegen der Hand um die Hälse ungebrochener Blumen.

Zeichengeber statt Besitzer: Dichter sind Mittler des Übergangs. Der materielle Zugriff rächt sich und tötet, während der Verzicht die Dinge erst im Unsichtbaren rettet. Das Bild der Engel, die im Vorübergehen die Türen der zu Rettenden bezeichnen, gibt dieser Haltung ihre genaue Gebärde: berühren, ohne zu nehmen; kenntlich machen, ohne festzuhalten.

Lob der Tiefe: Selbst der Schmerz und die Unterwelt — die unteren Götter — fordern ihren eigenen, nach unten gewendeten Jubel. Die Klage ist bei Rilke deshalb kein Gegenteil des Rühmens, sondern jüngerer Jubel nach unten, dieselbe Bewegung unter dem eigenen Gewicht.

KAPITEL 4

Einsamkeit und Ganzwerdung

Das Gedicht schließt mit dem Bild zweier Blüten am selben unvergänglichen Strauch. Die Liebenden und Dichtenden sind den Mondphasen unterworfen: Sie nehmen ab und wandeln sich, sie füllen sich zum Ganzen an und werden wieder schmal.

Doch ihre Vollendung finden sie nicht im Verschmelzen miteinander. Weder die Nähe noch die Antwort des anderen verhilft je wieder zum Vollsein — sondern allein die Annahme der eigenen Wandlung, der einsame eigene Gang über der schlaflosen Landschaft. Das ist der letzte Ton dieser Elegie: kein Trost der Vereinigung, sondern der Trost, dass die Einsamkeit selbst der Weg zur Ganzheit ist.